

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 57.

Berlin, Freitag den 12. Mai

1843.

### Frankreich.

#### Die Marquise von Sévigné.

Eine Englische Schrift „Frau von Sévigné und ihre Zeitgenossen“ sucht den Geist dieser Königin des Briefstils wieder zu uns heraufzuschwören. Das Bild, welches sie uns von ihr entwirft, ist ziemlich matt und ungenau, und doch erfreut es uns, die altbekannten Gestalten, die durch ihre Briefe unsterblich geworden sind, wieder um uns zu sehen. Wir erblicken die Marquise, wie sie Cölestine Ranteuil nach dem Leben gezeichnet hat, mit ihren ungleichen Augen, mit den blonden, sich kräuselnden Haaren, die sich üppig um ihren Kopf schlingen, mit den etwas dicken, doch frischen, lächelnden Lippen, der stumpfbreiten Nase und den nicht allzu geistvollen Zügen um Mund und Kinn. So sitzt sie vor uns in ihrem Kabinet, in dem sammentenen Großstuhl, an dem massiven Schreibtisch mit seinen gewundenen Füßen von Ebenholz; bald jedoch folgen wir ihr in den hellereuchteten Saal, wir hören bei den Pausen der Musik, wie die weitfaltigen Gewänder sie umrauschen, wir bewundern die Perlenkette im Haar und um den Hals, die Diamanten an den Fingern und vor Allem die unbeschreibliche Grazie, mit der sie die Menuett tanzt; darauf sitzen wir neben ihr im Gesellschaftszimmer, wir erfreuen uns der Lebendigkeit, mit der sie zu den verschiedenartigsten Gegenständen überspringt; wir hören, wie sie bald durch eine unerwartete Wendung des Gesprächs, durch einen geistvollen Witz die Unterhaltung unterbricht, indem die Anwesenden gewissermaßen erschreckt stehen, bald durch eine neue Kühnheit sie zu noch lebhafterem Flusse der Unterhaltung fortreißt; endlich schauen wir ihr zu, wie sie beim Mondschein über die feuchten, frisch duftenden Wiesen und durch die Wälder eilt, und bei Allem, was sie thut, in der Kirche wie beim Tanze, in der schattigen Einsamkeit des Waldes wie beim rauschenden Feste, denkt sie nur an ihren Abgott, an ihr angebetetes Kind, das ihr Hoffen, ihre Lust und ihr Leid war und auch der Grund ihres Ruhmes wurde. Wir versuchen, von dem Leben der Frau von Sévigné einen vollständigeren Abriss zu geben, als er sich in der Englischen Schrift findet.

Es ist wahrscheinlich, doch nicht ausgemacht, daß Maria von Rabutin Chantal, in dem alten Stammschloß ihres Hauses, mitten in Burgund, am 5. Februar 1627 geboren wurde. Ihr Vater, Celsus Benignus Baron von Chantal und Bourbilly, gehörte der älteren Linie der Rabutins an und war ein Vetter des berühmten Grafen von Buffy; ihre Mutter, Marie de Coulanges, stammte aus einer Familie, die bereits eine Heilige zu ihren Vorfahren zählte, die Johanna Franziska Frémoyot, Stifterin des Ordens Maria Heimsuchung, die mit Bewilligung des Papstes Benedikt XIV. von ihrem Orden heilig gesprochen und später von Clemens XIV. kanonisiert wurde. Der Vater der Frau von Sévigné zeichnete sich bereits durch eine gewisse Originalität des Geistes und durch eine Schärfe des Witzes aus, die besonders fremde Annahmung und Hohlheit zu züchtigen liebte, und die sich in den Briefen seiner Tochter häufig wiederfindet. So führt man von ihm den genialen Glückwunsch an einen Finanzminister an, den Ludwig XIII. zum Marschall ernannt hatte:

„Sie sind aus vornehmerm Geschlechte, Sie haben einen schwarzen Bart, Sie sehen den König täglich.“

Der Ruf höchster Uneigennützigkeit und sittlicher Unbescholtenheit, in dem die Familien Chantal und Frémoyot standen, schien ihnen ein gewisses Recht zu geben, die Mängel verdienstloser Günstlinge aufzudecken. Man verehrte besonders die Familie Chantal, weil sie die strengste Tugend mit aller Feinheit der vornehmen Welt verband; nur Buffy verleugnete durch seine Ausschweifungen, seinen Ehrgeiz und seine Intriguen diesen Charakter; er wuchs wie ein Dorn auf dem alten Stamme, während sich Maria als lächelnde Blüthe über ihn erhob und alle seine Vorzüge wieder in sich vereinigte.

Als der Baron von Chantal auf der Insel Re im Kampfe mit den Engländern getödtet wurde — Gregorio Leti versichert, daß er durch Cromwell's Schwert fiel —, war seine alleinige Erbin noch nicht volle zwei Jahr alt. Seine Witwe überlebte ihn nur um fünf Jahr. Man erwartete nun, daß Mariens Großmutter von väterlicher Seite sie zu sich nehmen würde, allein die Matrone hatte so viel mit der Stiftung religiöser Gemeinden zu thun, daß ihr keine Zeit für die Erziehung einer verwaissten Enkelin blieb. Man überließ Maria von Rabutin daher ihren mütterlichen Anverwandten; Philipp von Coulanges, ihr Großvater, nahm sie mit Freuden auf, doch nach vier Jahren starb auch er, und nun dreifach verwaisst, wäre sie der Lieblosigkeit Fremder anheimgegeben worden, wenn nicht ihr Onkel Christoph, Abt von Livry, sich ihrer angenommen hätte. Man macht dem Abt ein wenigstens

für einen Geistlichen zu großes Liebesbedürfnis zum Vorwurf, doch war er ein vortrefflicher und ein gelehrter Mann; er wählte zur Ausbildung seiner Nichte zwei literarische Notabilitäten, Chapelain, einen schlechten Poeten, doch einen Kritiker von Geschmack und feinem Gefühl, und Menage, der um die Durchbildung der Französischen Sprache seiner Zeit große Verdienste hat.

Zu jener Zeit waren der Erziehung der Mädchen sehr enge Grenzen gezogen. Die Künste, welche sie zu lernen hatten, bestanden in Lesen, Schreiben, Tanzen und Sticken. In der klösterlichen Erziehung kam hierzu noch ein etwas stark vorwiegender Religions-Unterricht; schwache Naturen mit einer reichen Einbildungskraft kamen durch diesen in die Gefahr der Bigotterie, doch in den meisten Fällen wirkte er gerade entgegengesetzt, indem die Mädchen gewöhnlich, sobald sie aus dem Kloster traten, sich in der Freude, dem einförmigen und langweiligen Ceremoniendienste entronnen zu seyn, den Genüssen und Intriguen der großen Welt leidenschaftlich hingaben und das Versäumte nachzuholen suchten. Die Erziehung im Schoße der Familien forderte auch die Kenntniß einiger Stücke der profanen Literatur; man mußte sich für die Heldinnen des Fräuleins von Scudery begeistern können, man mußte wohl auch etwas Latein lernen und vor Allem die antiken Helden bewundern, zu deren Zeichnung die guten Freunde von heute und gestern gefesselt hatten, und über die sich Boileau in seinem „Dialog nach Lucian“ so glücklich lustig macht: Wo ist der Franzose, den ich hergebracht habe? fragt Merkur. — Hier bin ich, Herr, antwortet der Franzose; was wünschen Sie? — Merkur: Betrachte diese Leute; kennst du sie? — Der Franzose: Vortrefflich; das sind ja alle meine lieben Nachbarn; guten Tag, Madame Lucretia! guten Tag, Herr Brutus! guten Tag, Fräulein Clodia! guten Tag, Herr Porcius Coccus!

Man weiß über die Grundsätze, welche bei der Erziehung der Frau von Sévigné befolgt wurden, nichts Bestimmteres, doch scheint man diese verschiedenen Bildungsweisen bei ihr vermischt angewandt zu haben, und ihr Talent mußte das Widersprechende ausgleichen und die Lücken füllen. Als Muster für das Leben pflegte man ihre fromme Großmutter ihr vorzuhalten; doch zugleich unterrichtete sie Menage im Italiänischen, Spanischen und in der Geschichte der schönen Literatur, und man will wissen, daß er im Lehr-eifer tiefer in die schönen Künste und in die schöne Seele seiner Schülerin geblickt habe, als für seine Herzensruhe wünschenswerth war; man rechnet ihn zu den ersten Verehrern der Frau von Sévigné.

Das heranblühende Mädchen zeigte eine ungemeine Beweglichkeit des Geistes, eine seltene Empfänglichkeit für Eindrücke jeder Art, ein tiefes Gefühl, doch dabei ein entschiedenes Beharren auf dem einmal als gut Erkannten und Beschlossenen; bei allem diesen die höchste geistige Ruhe und stete Feitheit. Ihr Onkel, der Abbé von Coulanges, glaubte etwas Ungeheures für das Glück der geliebten Nichte gethan zu haben, als er sie in ihrem achtzehnten Jahre an den Marquis von Sévigné oder, nach der alten Schreibung, von Sévigny verheiratete. Dieser war Feldmarschall, stammte aus altem Britischen Adel und war mit den Familien du Quelbec, Mommoney, du Guesclin und Rohan verwandt. Er soll ein sehr feines, einnehmendes Wesen gehabt haben, doch eben so leichte Sitten. Er wußte den Werth seiner Frau nicht zu schätzen, wenigstens liebte er sie nicht; „er achtete mich“, schreibt sie selbst einmal mit einer gewissen Bitterkeit und zeigt dadurch, daß sie von wärmerer Neigung für ihn erfüllt war. Er war ihr untreu, er gab sich den niedrigsten Ausschweifungen hin und ließ sich zuletzt im Duell für eine epikuräische Freundin tödten. Kurz vor dieser Katastrophe trug sich Buffy, um von den galanten Freveln seines Veters Vorteil zu ziehen, seiner Cousine zum Rächer und Liebhaber an. Dieses Anerbieten, welches ganz den Sitten jener Zeit gemäß war, wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Nun, da die schöne Frau Witwe war, glaubte er leichter sein Glück machen zu können, doch seine Bestrebungen waren umsonst. Ja, sie wagte es sogar, dem Grafen eine Geldsumme, die er von ihr leihen wollte, abzuschlagen. Jetzt war sein ganzer Haß gegen sie entflammt, und er verfaßte die bekannte Schmähschrift, in der er sie sowohl von Seiten des Charakters, als der Sitten und des Geistes bloßzustellen suchte. Der Pfeil wandte sich auf ihn zurück; das cynische Buch brachte ihn selbst beim Hofe in Ungnade. Die Frau v. la Vallière sah sich selbst darin verspottet; Ludwig XIV. rächte sie, indem er den Grafen auf seine Besitzungen verbannte, und der unglückliche Hofmann konnte nur durch kriechende Unterwürfigkeit und niedere Intriguen den Widerruf dieses Befehls bewerkstelligen. Der gerechte Zorn der Frau von Sévigné war durch das Unglück des Grafen bald entwaffnet; sie verzicht ihm Schmähungen, welche durch die That so leicht widerlegt wurden. Die unterbrochene Korrespondenz

wurde zwischen Beiden wieder angeknüpft; doch es scheint uns, als ob sich Frau von Sévigné in ihren späteren Briefen mehr zurückhaltend zeigte, und als ob sie weniger auf den Rath ihres Herzens als ihres Verstandes sich mit dem Grafen wieder ausgeföhnt hätte, der als Feind in seinem Talente eine so gefährliche Waffe besaß. Wir setzen von den Anekdoten, durch welche er die schöne Frau verhöhnete, nur eine einzige hierher:

„Eines Abends hatte der König Frau von Sévigné zum Tanzen aufgefodert; sie war von dem Glücke so berauscht, daß sie nach vollendeter Tour sich zitternd an meine Seite setzte und mir zuflüsterte: „Man muß bekennen, daß unser König große Eigenschaften besitzt; ich zweifle nicht, daß sein Ruhm den Ruhm aller seiner Vorgänger verfinstern wird.“ — „Nach dem, was Se. Majestät heute für Sie gethan hat, Madame, halte ich dies allerdings für unzweifelhaft“, erwiderte ich lächelnd. Und sie war so begeistert, daß ich Mühe hatte, sie zum Schweigen zu bringen, indem sie stets mitten in dem von Gästen erfüllten Saale rufen wollte: „Hoch lebe der König!“

Die junge Wittve widmete sich fast ganz der Erziehung ihrer beiden Kinder. Ihre Vermögens-Umstände waren ziemlich zerrüttet, denn sie hatte sich für mehr als fünfmalhunderttausend Thaler bei den Gläubigern ihres Mannes verpflichtet. Gleichwohl schlug sie mehrere sehr günstige Parteen aus und suchte nach und nach ihrem Sohne und ihrer geliebtesten Tochter das wieder einzubringen, was sie durch den Leichtsinne des Vaters verloren hatten.

Uebrigens war Buffy nicht der Einzige, welcher ihre Tugend auf die Probe stellte. Menage machte auf seine gewesene Schülerin Italiänische Madrigale, und der Ober-Intendant Fouquet, der stets bereit war, sich wie Jupiter in Goldregen zu verwandeln, und von den Pariser Danaen den freundlichsten Empfang gewohnt war, machte ihr ernstlicher den Hof; er erlangte die Liebe zwar nicht, die er wünschte, doch eine wahre und dauernde Freundschaft. Der Prinz von Conti, der Bruder des großen Condé, erklärte eines Tages Buffy, und dieser ermangelte nicht, es der Cousine alsbald zu schreiben: er finde Frau von Sévigné sehr schön. Allein so loyal sie gesinnt war, hielt sie es doch nicht für die Pflicht einer Unterthanin, alle Plätze, die im Namen des Königs belagert wurden, zu übergeben. Der große Turenne fand sie schwerer einzunehmen, als irgend eine Brabanter Befestigung. Aus diesen und vielen anderen Versuchungen ging sie siegreich hervor.

Bald nach Fouquet's Tode zog sie sich mehr und mehr vom Hofe zurück. Ihre Freunde waren fast alle in Ungnade gefallen, oder sie wurden doch vernachlässigt, und sie wich dem Strudel aus, damit er nicht auch sie ergreife. Sie zeigte zwar auch jetzt noch die wärmste Verehrung für Ludwig XIV., und der König ließ keine Gelegenheit vorüber, ihr eine der kleinen Artigkeiten zu sagen, mit denen er seine Umgebungen so freigebig beglückte; allein sie entsagte dem Glanze und den rauschenden Festen des Hofes. Sie lebte im Sommer meist in der Bretagne, am Meer, auf dem Schlosse, welches ihrem Gemahl gehört hatte, bisweilen auch zu Livry bei Paris, in der Abtei ihres Onkels, oder auf ihren eigenen Gütern zu Bourbilly in Burgund. Im Winter kehrte sie nach Paris zurück und bewohnte das Palais Carnavalet, welches noch besteht und aus dem man in neueren Zeiten ein Pensionat gemacht hat. Hier las sie vor, schrieb Briefe und scherzte und lachte dazwischen; sie war stets heiter, liebte die Natur, die Blumen und schattigen Gänge über Alles, verwandte im Winter besondere Pflege auf ihre Gartenhäuser und ging oft Stunden lang träumerisch die duftenden Drangen-Alleen auf und nieder, ein Lied vor sich hin trällernd, wie ein Kind, das noch nie eine Sorge gefühlt hat.

Gegen den jungen Marquis, ihren Sohn, zeigte sich Frau von Sévigné stets höchst liebevoll. Nach der Freiheit der Sitten jener Tage hatte er ihr oft Geständnisse zu machen, über die sie selbst empört seyn mußte. So offenbarte er ihr eines Tages, daß er der Liebhaber der alten Ninon de Lenclous und zugleich der der jungen Champmeslé sey. Die näheren Umstände dieser doppelten Intrigue, welche eine heftige Rivalität zwischen beiden Frauen hervorrief, werden uns in den Briefen der Frau von Sévigné erzählt. Die Mutter that Alles, um das flüchtige Herz des kleinen Marquis, wie man den Sohn seiner kleinen Gestalt wegen nannte, sowohl der berühmten Courtisane als der kleinen Komödiantin zu entwenden; doch kaum war ihr ein Werk dieser Art gelungen, so wußte der Sohn ihr mit einem neuen die Zeit zu vertreiben.

Doch wir eilen zu dem Gegenstande, der in dem Leben der Marquise der wichtigste war. Alle Großen der Erde, die Fürsten, Herzoge, Cardinäle, der kleine Marquis selbst tauchen in den berühmten Briefen nur hin und wieder wie beiläufig auf, während ihr „geliebtes, angebetetes Kind“, ihre „schöne Magelone“ ihr ganzes Herz erfüllte. Frau von Grignan besaß nicht die Heiterkeit ihrer Mutter, doch ihre Lehrer waren schon früh verwundert über die Schärfe ihres Verstandes und die Kühnheit ihrer Gedanken. Man behauptet, daß man bei der Herausgabe ihrer Briefe aus religiösen Skrupeln viele Stellen unterdrückt hat. Halb scherzend, halb im Ernst erklärte sie sich selbst für eine fanatische Anhängerin von Descartes. Sie hatte im Jahr 1669 einen Grafen von Grignan geheiratet, der einer der vornehmsten Familien in der Provence angehörte und schon im folgenden Jahre zum provisorischen Gouverneur der Provence ernannt wurde. Von hier ab bis an ihren Tod war Frau von Sévigné stets nur kurze Zeit mit ihrer Tochter zusammen; und diesem glücklichen Umstande, der die Mutter oft untröstlich machte, verdanken wir die zehn starken Bände ihrer geistvollen Korrespondenz, welche sechsundzwanzig Jahre umfaßt.

Ihr erster Schmerz nach der Trennung von der geliebten Tochter war unendlich, sie malt ihn selbst in den Briefen mit den rührendsten Farben; sie schrieb stündlich, und auf jeder Station fand die Tochter einen Brief vor.

Bald vermag die Mutter nicht mehr in Paris zu bleiben, wo sie das geliebte Kind so viele Jahre um sich gesehen; sie flieht nach Livry, doch auch hier erinnern sie Gärten und Wiesen, Häuser und Kirchen, Erde und Himmel an die Entfernte und geben ihr neuen Grund zu Klagen. Von dieser Zeit an erlebt die Frau von Sévigné nichts mehr, als daß sie Briefe von der Tochter bekommt und sie beantwortet und mit neuen Briefen die ersehnte neue Antwort zu beschleunigen sucht. Sie lebt viel auf dem Lande und zeigt eine höchst feine Naturbeobachtung. Dies ist um so mehr hervorzuheben, als zu ihrer Zeit der Sinn für Naturschönheit in Frankreich ziemlich selten war; man konnte die Natur nur schön finden, wenn sie Ludwig XIV. metamorphosirt hatte. Wenn die Post nicht zur rechten Zeit eintraf, so war die Mutter in Todesangst; wenn sie jedoch ankam und keinen Brief mitbrachte, so glaubte sie, in Schmerzen vergehen zu müssen; blieb der Brief aber auch am zweiten Posttage aus, so gränzte ihr Jammer an Wahnsinn. Alle fünf Tage kam meist regelmäßig ein Brief an und wurde einer abgefandt.

Die Schuld, weshalb die Korrespondenz bisweilen auf einige Tage unterbrochen wurde, soll Ludwig XIV. selbst getragen haben. Saint-Simon hat es entschieden ausgesprochen, und die meisten Historiker sehen seine Behauptungen als begründet an, daß Ludwig XIV. nämlich der Erste gewesen sey, welcher das Briefgeheimniß verletzete; er ist der Vater des schwarzen Cabinets. Diese Art von Inquisition mußte Frau von Sévigné empören, doch war sie von so großer Verehrung für den Monarchen erfüllt, daß sie in den Briefen, welche sie preisgab, nur mit den gelindesten Worten andeutete, sie wisse, was man sich mit ihr erlaube. „Du mußt jetzt auf einige Zeit in deinen Briefen weniger ausführlich seyn“, schreibt sie, „denn nicht Alles, was mich interessiert, wird auch für den, welcher deine Briefe vor mir zu lesen pflegt, Interesse haben.“ — „Es zeigt nicht von besonderem Geschma“, schreibt sie ein ander Mal, „sich die Briefe von Verwandten zur Lektüre zu wählen, die einander so nahe stehen, wie du und ich; wenn sie sich angenehm lesen, so ist dies ein Wunder, in der Regel sind sie sehr langweilig.“ Diese Befürchtungen stößten der Mutter und Tochter mehr Vorsicht ein; in ihren späteren Briefen werden alle irgend bedeutende Personen nicht mehr genannt, sondern es werden gewisse allgemeine Bezeichnungen, die von irgend einer Eigenschaft hergenommen sind, gewissermaßen Spitznamen, für dieselben gebraucht.

Herr von Grignan war bei seiner Verwaltung der Provence nicht glücklich. Das Volk wollte zu wiederholten Malen einen Steuer-Erlaß erzwingen; der König nöthigte Grignan zu noch härteren Maßregeln: dies machte den Gouverneur im höchsten Grade unpopulär. Doch der Schmerz, welchen seine Gemahlin hierüber empfand, gab der Mutter nur Veranlassung zu neuen zahlreichen Briefen, in denen sie andere Töne anschlagen konnte, als in den vorhergehenden.

Uebrigens fanden die Briefe auch bereits zur Zeit ihrer Entstehung in der höheren, feingebildeten Gesellschaft die gebührende Anerkennung. Frau von Sévigné war noch sehr jung, als sie schon das Vergnügen hatte, einzelne ihrer geistvollen und witzigen Bemerkungen von Lippe zu Lippe gehen zu hören; und kaum waren einige ihrer Briefe bekannt geworden, als man sie schon allgemein suchte, sie sich gegenseitig lieb und ihnen bestimmte Namen ertheilte. So schreibt die Frau von Coulanges an die lebenswürdige Briefstellerin: „Denken Sie, was mir heute Morgen passiert! Man meldet mir einen Diener der Frau von Thianges an; ich lasse ihn eintreten, und was bringt er? Frau von Thianges läßt mich bitten, ihr zwei Ihrer Briefe zu leihen, den „vom Pferde“ und den „von der Wiese“. Ich sagte dem Diener, ich wolle die Briefe seiner Herrin selbst bringen. Sie sehen, Ihre Briefe machen das Aufsehen, dessen sie werth sind; sie sind auch köstlich, und Sie sind wie Ihre Briefe.“ Was würde man nicht darum geben, den Brief „vom Pferde“, der verloren ist, wieder zu finden, wenn man den „von der Wiese“ liest! Er zeigt eine so frische Heiterkeit, eine so gesunde und kräftige Auffassung des Lebens, daß man Johnson nicht begreift, wie er die Schreiberin desselben einer finsternen menschenfeindlichen Seele beschuldigen konnte, wenn er auch nichts als diesen einzigen Brief von ihr gelesen hätte. Der düstere Philosoph sah in den Briefen nur die einzelnen, sehr zerstreuten Stellen, in denen die Marquise, von momentanem Schmerze niedergedrückt, sich nutzlosen Klagen hingiebt; die kecke Fröhlichkeit, mit der sie sonst in die Welt blickt und die in ihren Briefen bei weitem vorherrscht, konnte er bei Anderen nicht fassen, weil er sie selbst nicht kannte.

(Schluß folgt.)

## England.

Felicia Hemans und L. E. Landon.

(Schluß.)

Wie rührend ist z. B. das folgende kleine Lied der Miss L. E. Landon:  
Zur alten Eiche auf der Flur, komm' einmal noch zu mir;  
Du hast geschworen manchen Schwur, nur dies fordr' ich von dir.  
O komm', wenn durch die Schatten lang der Stern des Abends bricht,  
Wenn tönt der Lerche Nachtgesang, — hab' viel zu sagen nicht.  
Ich weiß ja, wenn der Morgen schaut hernieder hell und klar,  
Dann führst du deine schöne Braut als Bräut'gam zum Altar.  
Doch dieser letzte Abend noch ist dein, drum komm' zu mir;  
Kein Vorwurf, ach, dies weißt du doch, wird jemals dir von mir.  
Drum laß mich dich im Sternenschein bei jener Eiche sehn,  
Ich will ja nichts als dir vergehn, dich küssen und vergehn!

Ein heiteres Liebesbild dagegen ist das kleine reizende Gedicht „die Lampe“.

Die Sterne glüh'n in heller Pracht wie Liebe an der Brust der Nacht,  
Ein Jeder steigt in stolzem Lauf als König im Triumph herauf,  
Doch schöner ist der Lampe Schein am Fenster dort umgrünt vom Wein.  
Dort herrlich strahlt wie Sonnengold der Jupiter! und schön und hold  
Sieht man der Liebe Königin mit Glanz ihr heit'res Reich durchziehen.  
Es blitzen hell wie Silberspeere die Strahlen durch die blaue Sphäre,  
Doch mein sey nur der Lampe Schein, im Fenster dort umgrünt vom Wein.  
Weil über sie mein holdes Kind sich neigt, daß nicht der Abendwind  
Der Flamme Schimmer lösche aus, der ihrem Wandrer winkt nach Haus.  
Die gold'nen Locken fallen licht, um süße, rosige Gesicht  
Des Mädchens in der Lampe Schein, am Fenster dort umgrünt vom Wein.  
Vom Fenster bin ich nicht mehr weit, ich seh' die weiße Stirn der Maid,  
Ich fühle ihren sanften Blick, wie er mir strahlt in Lieb und Glück.  
Ach schöner, schöner tausendmal, als aller Himmelssterne Strahl  
Dünkt mir der kleinen Lampe Schein, im Fenster dort umgrünt vom Wein.

Felicia Hemans betrachtet die Gestirne als Flammen auf dem Altar des Ewigen. In dem schönen Gedicht der Letzteren, das Kreuz des Südens, heißt es:

Doch du, dessen Sternbild mit Strahlen umfließt  
Den tiefblauen Himmel, sey fromm mir gegrüßt,  
O Kreuz von dem Süden! umstrahlt mich dein Schein,  
Nicht klag' ich um's Land von dem Delbaum und Wein.

und weiter unten:

Doch mir sey ein Altar voll heiliger Gluth,  
Ein Duell, worin Hoffnung und Ahnung mir ruht,  
Und frei wie ein Adler, mein Geist, ziehest du,  
Doch über die Anden, dem Strahlenquell zu.

Miß Landon dagegen überträgt die Gefühle der irdischen Liebe auch auf die himmlischen Gestirne. In der „Nacht auf der See“ sagt sie von dem Mond:

Das dunkle Segel scheint sich zu beleben,  
Weil Luna es umfließt mit heller Pracht,  
Ich seh' aus Wolkenschleiern sich erheben  
Die holde sanfte Herrscherin der Nacht.  
Bleich, wie die junge Königin vom Schimmer,  
Vom tiefen glühenden Gefühl erscheint,  
Doch ihren Glanz durchbricht die Liebe immer,  
Und wer sie sieht in ihrer Schönheit, weint.

Sehr bezeichnend für die Tendenz der Felicia Hemans ist das schon durch Freiligrath übersehte Gedicht: das bessere Land. Ich theile hier meine Uebersetzung mit:

Ich höre dich reden vom besseren Land,  
Seine Kinder hast du glücklich genannt.  
O Mutter, wo leuchtet sein Ufer hehr?  
Komm, laß es uns suchen, und weine nicht mehr.  
Ist's, wo die duft'ge Orange blüht,  
Wo die Feuerfliege im Myrthenbusch glüht? —  
Nicht dort, nicht dort, mein Kind!  
Ist's, wo die Palme die Wolken streift,  
Wo die Dattel in sonnigen Lüften reift?  
Auf den grünen Inseln der schimmernden See'n,  
Wo die Düste der Wälder die Luft durchweh'n,  
Wo die Alles umstrahlende farbige Gluth  
Auf der Wundervögel Fittichen ruht?  
Nicht dort, nicht dort, mein Kind!  
Sag', ist es ein fernes, verschollenes Land,  
Wo die Stromesfluth rauscht über goldenen Sand? —  
Wo Rubinen glühen in feurigem Schein,  
Wo im Dunkel des Schachts flimmert Edelgestein?  
Wo die Perle glänzt am Korallenstrand,  
Lieb' Mutter, ist dort das bessere Land? —  
Nicht dort, nicht dort, mein Kind!  
Kein Aug' sah es je, und kein Ohr, mein Sohn,  
Bernahm seiner Chöre hochschallenden Ton;  
Kein Traum ein so seltsames Bild dir bringt, —  
Dorthin der Kummer, der Tod nicht dringt.  
Seinen ewigen Glanz streift die Zeit nicht ab,  
Denn über den Wolken, denn über dem Grab,  
Dort ist's, dort ist's, mein Kind!

Vergleichen wir damit ein sehr anmuthiges Gedicht der Miß Landon:

#### E d i t h a.

O, weint nicht, daß im Lenzeschein  
Wir hier ein Grab bereiten,  
Drauf singen wird das Vögelein,  
Die Rose Duft verbreiten.  
Verschönen wird der Lenz das Grab,  
Wenn sie zur Ruh' gegangen;  
Wir tragen's nicht, sänk' sie hinab  
Von Schnee und Eis umfängen.

Wir hofften's nie, daß uns auch lang'  
Dies Himmelskind beglücke,  
Ob leicht ihr Schritt und froh ihr Sang  
Und lächelnd ihre Blicke.  
Sie war ein zu ätherisch Kind  
Sogar in ihrer Freude,  
Gleich einer Blume, die der Wind  
Entführt als leichte Beute.

Es war der Glanz zu blau und klar,  
Der aus dem Auge strahlte,  
Das ihrer Heimat ähnlich war  
Und ganz den Himmel malte;  
Zu wandelbar die Rosengluth  
Auf ihren zarten Wangen,  
Bald rasch durchströmt von Purpursluth,  
Von Blässe bald umfängen.

Für ihre Jahre war zu hoch  
Der Geist, der sie belebte,  
Sie lächelte, und tiefer noch  
Uns Angst um sie durchbedte.  
Dann strahlender ihr Auge sprach,  
Die Wange glüht' im Fieber,  
Und schwächer ward sie jeden Tag  
Und jede Stund' uns lieber.

Die Kindheit war ein Paradies,  
Das reich umblüht die Holde,  
Und das sie darum nur verließ,  
Weil sie zur Heimat wollte.  
Nicht irdisch war sie, darum fort  
Trieb es sie von der Erden;  
Das Grab durst' ihr zum Ruheort  
Zwischen Erd' und Himmel werden.

Heblich und ansprechend wie die Poesieen der Miß Landon sind, wurden sie mit Entzücken aufgenommen, während die Gedichte der gewiß höher stehenden Felicia zwar ehrenvoll anerkannt, aber bei weitem kälter begrüßt wurden. Die Töne, welche L. E. Landon anschlug, fanden in jeder Brust ein Echo, während nicht Alle dazu gestimmt waren, sich auf den himmelanschwebenden Flügeln der ernstern Dichterin zu erheben. Ein Lied aus der Improvisatrice der Miß Landon, Sappho's Schwanengesang, könnte eben so gut für den Schwanengesang der früh vollendeten Britischen Sappho gelten.

Leyer, leb' wohl! — ach hätt' ich nie  
Gewecket deine Gluthackorde,  
Gisthauch war deine Harmonie,  
Und Fieberhitze deine Worte.  
Doch warum, Leyer, zürn' ich dir,  
Die mich mit Zaubermacht durchdrungen?  
Das Unglück ruhte ja in mir,  
Wärst du auch nimmer mir erklingen.  
Es war der Unglückssterne Licht,  
Die Leyer nicht, die Leid mir brachte,  
Gesang erweckte die Liebe nicht,  
Weil erst durch Lieb' Gesang erwachte.  
Doch Leid und Hoffnung starb im Schmerz,  
Der heiß im Haupt und Herzen brennet,  
Trennsoser! du zerstörst dies Herz,  
Doch nimmermehr mein Mund dich nennet.  
Kranz, Leyer, weih' ich dir, Apoll!  
Laß ihren Glanz mein Grab erhellen! —  
Mein Grab — das Meer so wundervoll,  
Süß schlaf' ich unter seinen Wellen.

Aber Letitia Elisabeth Maclean, geb. Landon, fand ein Grab an einem fremden Strand. Melodisch singen die Bogen den Grabgesang der holden, heißbeweinten Dichterin, und die Liebe, welche sie zu solchen harmonischen Liedern begeisterte, wird ihren Namen vor dem Vergessen schützen.

Darmstadt, April 1843.

Louise von Plöennies.

#### Dänemark.

Aus Bindeböll's Mittheilungen über Deutschland.

#### II. Die Sebalduskirche in Nürnberg. \*)

Nürnberg hat schöne Kirchen, Ueberreste aus den Tagen seiner blühenden Größe und herrliche Denkmale von der Väter Gottesfurcht. In Meissen hatte ich die erste Gotische Kirche gesehen. Möglich, daß sie an Schönheit und Reinheit des Styls die hiesigen übertrifft. Aber an diesen habe ich mehr Gefallen gefunden. Man richtet sein Auge das einermal auf diese Schönheit und Vollkommenheit, das anderemal auf jene, bis sich zuletzt Alles in einer Summe sammelt und in günstigen Momenten alle die Einzelheiten zu einer einzigen.

\*) Nr. 1. befindet sich in Nr. 54 des Magazins.

Anschauung vereinigt vor unserer Seele aufgehen, obgleich der Gegenstand, bei dem dies dann gerade geschieht, vielleicht denen nicht zur Seite gestellt zu werden verdient, mit denen die Reihe unserer Betrachtungen begann.

Die Kirchen stehen hier leider nicht jeden Tag offen, wie an katholischen Orten. Ich war indes so glücklich, gegen Abend durch eine Seitenthür in die Sebaldus-Kirche hineinzuschlüpfen, wo eben einige Kirchenbediente beschäftigt waren, zu einem bevorstehenden Fest Alles in Ordnung zu bringen, und so konnte ich mich mit Ruhe und Muße dem Betrachten der herrlichen Kirche überlassen, ohne von dem belehrenden Vortrag eines Führers unterbrochen zu werden, bei dem einem zu Muthe werden kann, als wenn man einen Lehrer der Geographie eine Lektion schlecht vor seinen Schülern durchgehen hört. Die Kirche ist, wie die meisten Gotischen, zu verschiedenen Kunst-Epochen und in verschiedenem Styl gebaut: das Chor an dem westlichen Ende ist aus dem 10ten Jahrhundert, das Schiff aus dem 11ten und das östliche Chor aus dem 13ten. Das letzte ist das größte, überhaupt der zierlichste, leichteste, eleganteste Theil des Gebäudes, und es hielt mich lange Zeit in gedankvoller Beschauung zurück. Es wird von einem Halbkreis freistehender, schlanker Säulen gebildet, die hohe Gewölbe so leicht wie die Palme ihre Zweige tragen. Die Sonne war eben im Untergehen, der Glanz der Abendröthe fiel senkrecht auf die gemalten Fenster, von deren Farbenpracht nichts in der Natur im Stande ist, eine Vorstellung zu geben, und verbreitete einen bunten, aber gleichmäßig vertheilten Schimmer über das ganze Chor. Zwischen den Pfeilern zur Linken brannte im Hintergrunde eine einsame Lampe, — sie soll — seit den Tagen der Katholiken, die, wie bekannt, ein heiliges Feuer bewahren, hier noch stets unterhalten worden seyn, — gleichsam wie ein Abendstern, ein Vorbote der höheren Welt, der sich dem Auge des Menschen offenbaren soll, wenn das Licht dieser Welt erlischt. Ein berühmter Dichter hat gesagt (Diplenschläger, die Insel in der Südsee I, p. 234): „Die Baukunst ist eine schöne irdische Kunst, zu der ein ruhiges Gemüthe gehört, keine schwärmerische Begeisterung.“ Soll ich bloß nach dem urtheilen, was ich hier sah, so möchte ich sagen, es giebt keine mehr phantastische Kunst, keine, die den Standpunkt des Beschauers mehr verrückt, die Erde unter seinen Füßen wegzieht und ihn zwischen Himmel und Erde schweben läßt, als die Architektur, namentlich die Gotische. Wenn man über eine Gotische Kirche nicht als Inschrift setzen kann: „hier sind die Pforten des Himmels“, so paßt sie nirgends auf Erden. Hier ist kein Platz für Menschen. Alle irdischen und menschlichen Beziehungen verschwinden. Es fällt Niemanden ein, zu fragen, wo ist der Platz der Gemeinde, ihre Sitze, wo ist die Kanzel, das Chor, der Altar, das Heilige, denn Alles zusammen ist nur ein Allerheiligstes. Hier ist kein Platz für einen Prediger, die menschliche Stimme darf sich nicht hören lassen, das lautlose Wort fällt todt und machtlos zur Erde. Auch nicht die Künste, welche die menschliche Gestalt darstellen und dadurch beständig an das Menschliche erinnern, haben hier ihre richtige Stelle. Die Malerkunst hält sich zu sehr an die bestimmten begränzten Umrisse und Formen, als daß sie sich von einer Architektur begünstigt fühlen sollte, wo Alles in das Unendliche hinausstrebt und von allen Mäßen und Gränzen sich löst; nur in gemalten Fenstern ist es, wo sie mit dem Ganzen als transparent in Harmonie kommt, wo die Farbenpracht die Aufmerksamkeit von dem Bestimmten in den Umrisse fortzieht und der Durchschein die Seele noch in ein Jenenseits hinausführt, sie in die Ahnung einer Herrlichkeit sich verlieren läßt, die sich halb durchsichtig offenbart, halb in Dämmerlicht verhüllt und die noch kein Auge gesehen hat oder sehen kann. Noch weniger kann der Bildhauerkunst damit gedient seyn, ihre Figuren unter die langen, schmalen, aufstrebenden Pfeiler hinzustellen, diese ungeheuren Maßstäbe, die so hoch aufzuschließen scheinen, um den Menschen niederzudrücken und zu zeigen, welch unbedeutend Geschöpf er ist, wenn er sich darunter hinstellt und Gott sein unendliches Maß an ihn legt. Die einzige Kunst, die hier ein Recht hat mitzureden, ist die Musik. Sie befindet sich hier heimisch, sie führt hier frei ihre Sprache; sie kann ihre Laute nicht hören lassen, ohne daß sie tausendfachen Wiederklang in dem weiten Tempelbau finden. Der Ton fällt nicht zur Erde, wie das bleischwere, klanglose Wort; er wird von den himmelhohen Pfeilern nicht in den Staub gedrückt, wie die Statuen der Bildhauer, er wird frei, reißt sich von der Erde los, nimmt Flügel an und zieht mit ihren kühnen Schwingen nach dem Himmel. Es sind auch die christlichen Kirchendome, unter denen die Kunst des Mittelalters aufgewachsen und endlich zu einer Kunst geworden ist, deren die neuere Zeit sich als etwas rühmen kann, das ihr angehört, und worin sie weiter gegangen ist als das Alterthum, welches sonst in Rücksicht der Kunst als ein unerreichbares Vorbild dasteht. Die Griechische Tempel-Architektur dagegen begünstigte weit mehr die Bildhauerkunst und bot ihren Erzeugnissen, den Götterbildern, ein Haus und eine Heimat dar, die weit vortheilhafter für sie waren, als diese unendlich hohen, langen Kirchen, in denen selbst ein Jupiter tonans in all seiner Majestät in eine Klasse mit den dienenden Geisfern, mit den vielen demüthig betenden und knieenden Heiligen-gestalten treten würde, die nur mit staunenden Blicken den Thron des Ewigen zu erreichen vermögen.

### Mannigfaltiges.

— Urkunden zur Geschichte des 16ten Jahrhunderts. In Madrid erscheint jetzt eine überaus wichtige Urkunden-Sammlung zur Geschichte von Spanien (Coleccion de documentos relativos a la historia de

España), herausgegeben von dem Präsidenten der Spanischen Akademie, Don Martin Fernandez Navarrete (Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften in Berlin), in Gemeinschaft mit den Akademikern Don Miguel Salva und Don Pedro Sainz de Baranda. Die sechs ersten Lieferungen dieser Sammlung enthalten nur solche Urkunden, die dem 16ten Jahrhundert angehören und deren Originale sich in dem General-Archiv der beiden Indien in Sevilla, in der Bibliothek des Escurials, in dem Archiv von Simancas, in dem reichhaltigen hydrographischen Depot und in der Sammlung des Herzogs von Ossuna befinden. Sie werfen manches neue Licht auf die Begebenheiten jener daran so fruchtbaren Zeit und auf die berühmten Männer derselben. Namentlich befinden sich darunter zahlreiche Originalbriefe von Hernand Cortez an Kaiser Karl V. und von Lesterean an den Eroberer von Mexiko aus den Jahren 1522 — 1544; ferner sehr merkwürdige Urkunden über Juan Sebastian del Cano, den ersten Seefahrer, der auf seinem berühmten Schiffe „Victoria“ die Reise um die Welt machte: Urkunden zur Geschichte der Comuneros und ihrer politischen Bewegungen in den Jahren 1519 — 1522, so wie das gegen Juan de Padilla ausgesprochene Urtheil; die Gutachten mehrerer Mitglieder des Rathes von Castilien über die Herausforderung, die Franz I. im Jahre 1528 an Karl V. gesandt hatte; sehr interessante Berichte über die Eroberung von Tunis im Jahre 1535 und über die Expedition nach Algier (1541); eine Beschreibung der Reise Philipp's II. nach England, wohin er im Jahre 1541 gegangen war, um sich mit der Königin Maria (der katholischen) zu vermählen, u. dgl. m. Es wird diese im Auftrage der Akademie von Madrid veranstaltete Sammlung, die kein Geschichtschreiber, der sich mit dem 16ten Jahrhundert beschäftigt, entbehren kann und die besonders auch für Deutschland durch die politische Verbindung, in der es damals durch Karl V. mit Spanien stand, großes Interesse hat, fortgesetzt werden, und namentlich Herr Navarrete, der sich bereits früher durch seine auch von Alex. von Humboldt als überaus schätzbare bezeichnete Urkunden-Sammlung zur Geschichte der Entdeckung von Amerika \*) ein großes Verdienst erworben, wird durch diese neue Arbeit nicht bloß auf seines Vaterlandes Anerkennung, sondern auch auf den Dank aller entfernten Historiker Anspruch haben.

— Mißbräuche der Industrie. Das Fabrikwesen hat eine ganz neue Bevölkerung hervorgerufen, die Bevölkerung der Handlanger und Fabrik-Arbeiter, die sich täglich steigert und Zuwachs erhält, Zuwachs an kleinen elenden Sklaven, denn die Kinder der Armut leben in England in der härtesten Sklaverei. Das Gesetz hat zwar die Menschlichkeit gehabt, diese zu mildern durch Verringerung der Arbeitsstunden; die Fabrikherren sind gezwungen, die Kinder, deren Händchen zu den vielen tausend Ellen Füll und Seide nöthig waren, in förmliche Brigaden abzutheilen, damit sie sich regelmäßig und militärisch ablösen können und so die vorgeschriebene Stundenzahl nicht übertreten. Aber nicht die Fabriken allein waren die Marter-Anstalten der armen Englischen Kleinen, sondern auch die Steinkohlen-Minen, diese unterirdischen Schachtkammern Britanniens, die nicht mit Unrecht sein schwarzes Indien (black India) genannt werden, denn diese Kohlen haben mehr Geldwerth als Indiens Gold für England. Ein offizieller Bericht von Lord Ashley hat kürzlich die entsetzlichen Resultate über die Industrie der Kohlen-Minen aufgedeckt. Kinder von 4 — 5 Jahren werden darin schon benützt; das Öffnen und Schließen der Trappen (Lufen), von denen die Sicherheit der Minen-Arbeiter abhängt, wird ihnen anvertraut. Der kleine Trapper wird um 2 Uhr Nachts von seiner Mutter geweckt, seine Nahrung: ein Stück Brod und Kaffee in einem steinernen Krug, wird ihm eingehändigt. Damit läuft er eilig an seinen Platz in den Minen und giebt Acht auf das Rollen der Karren; so wie sich einer nähert, muß er seine Trappe öffnen, eine Vorrichtung, die zur Zerstörung des Stickgases dient, welches sich unaufhörlich in den Bergwerken entwickelt. Zwölf Stunden muß der kleine Wächter hier ausharren in dunkelster Einsamkeit, die nur durch die schwachen flackernden Lichterchen der vorüberfahrenden Karren zuweilen erhellt wird. Aber wehe ihm, wenn er der Müdigkeit, der Langeweile erliegt und einschläft; ein Aufseher, der die Runde macht, wird ihn durch eine harte Züchtigung belehren, daß die Gefahr des Ersticken durch sein Händchen von den Arbeitern abgehalten werden muß. Um 4 Uhr schlägt die Erlösungsglocke für alle Arbeiter, nur der kleine Trapper muß bis zuletzt warten, bis alle fort sind; dann läuft er zurück nach der Hütte seiner Aeltern, wird abgewaschen, bekommt zu essen und geht eilig zu Bett. Die kleinen Karrenschieber, Putter, sind noch übler daran; sie sind vielleicht ein paar Jahr älter, müssen aber gleich lastbaren die Karren ziehen und zwar ganz wie solche auch auf allen Bierren kriechen, weil die Gänge zu niedrig sind; eine eiserne Kette wird mittelst eines ledernen Gürtels um den Leib befestigt und zwischen den beiden Beinen durchgezogen, um die schweren Kohlenkarren fortzubringen. Zu den beschwerlichsten Arbeiten werden vorzugsweise kleine Mädchen genommen, weil sie am folgamsen und fleißigsten sind. Vom zarten Alter an arbeiten sie bis zum 21sten Jahre in den Minen, oft bis an die Kniee in Schmutz und Wasser stehend oder in Gesellschaft fast nackter Männer, um allem weiblichen Gefühl Pohn zu sprechen. Gott Lob, daß diese Schrecken der Industrie sich noch nicht in unserem Deutschland blicken lassen!

\*) Coleccion de los viajes y descubrimientos que hicieron por mar los Españoles desde el fin del siglo XV., por Don Martin Fernandez de Navarrete. Madrid, 1825.